

Der Himmel ist schwarz, aber von Millionen von Sternen beleuchtet. Wir fahren über eine kleine, nicht geräumte Straße. Orange Stöcke kennzeichnen den Straßenrand. Draußen ist es fast zwanzig Grad unter null, aber die Heizung im Wagen läuft, und warme Luft strömt aus dem Ventilator. Ich fahre, konzentriert auf die schmale Straße, und versuche zugleich, den Wald auf beiden Seiten im Auge zu behalten. Das Fernlicht trifft auf verschneite Bäume, und ich rechne damit, dass zwischen den hohen Bäumen jederzeit ein Elch auftauchen kann.

Markus ist beschwipst. Er lässt sich auf seinem Sitz zurücksinken und nickt immer wieder ein, singt aber mit der Musik, die leise aus dem Radio kommt.

»Hattest du einen netten Abend?«

Für einen Moment löse ich meinen Blick von der trügerisch glatten Fahrbahn und sehe, dass Markus mich fragend anschaut. Ich überlege ein wenig. Einige Stunden lang standen wir in einer Bar, und einige Male bin ich mit Robin, einem alten Kumpel von Markus, zum Rauchen nach draußen gegangen.

Ich trinke nicht mehr. Nachdem mein erster Mann, Stefan, ums Leben gekommen war – wie alle zuerst dachten, durch einen Unfall beim Tauchen, doch aller Wahrscheinlichkeit nach war es Selbstmord –, habe ich viel zu viel getrunken. Ein Glas Rotwein wurde zur Flasche. Leere Weinkartons drängten sich unter meinem Spülbecken. Ich brauchte lange, um zu akzeptieren, dass ich mit Alkohol nicht umgehen konnte, dass mein Trinken eine Sucht war. Aber als ich dann Erik erwartete, war es plötzlich ganz einfach. Kein Alkohol. Es hat mir nicht einmal gefehlt.

Schwerer schon waren die Reaktionen meiner Umgebung. Fragende, fast beleidigte Kommentare, weil ich nicht am kollektiven, rituellen Trinken teilnehmen wollte. Wohlmeinende Fragen, ob ich etwas zu erzählen hätte? Neugierige Blicke auf meinen Bauch. Jetzt ist mir das egal. Natürlich fragen auch Markus' Freunde, aber ich sage einfach, dass Alkohol und ich nicht zueinander passen. Abgesehen von den Fragen, die es immer bei einem Abend in der Bar gibt, war es wirklich nett. Markus' Freunde sind nett.

Die Gesprächsthemen sind anders als die, die bei meinen Essen mit Aina oder Vijay, meinen engsten Freunden, meistens dominieren, aber auf irgendeine Weise ist das seltsam befreiend. Klatsch über alte Kumpels und das Neueste aus dem Ort wechselt mit der ersten Liga im Eishockey, der Arbeit bei der Gemeinde oder dem neuen Schneemobil. Man will mehr über Markus' Arbeit als Polizist hören und fragt, ob wir herziehen werden. Den einen oder anderen Scherz über meinen Beruf muss ich ebenfalls hinnehmen: Kann ich Gedanken lesen, als Psychologin? Verwende ich alles, was andere sagen, gegen sie, und sind nicht alle Psychologen ein wenig verrückt? Ich antworte auf all diese Fragen mit ja, sage, dass ich die verrückteste von allen bin, und meistens reicht das für einen Themenwechsel.

Ab und zu merke ich, dass ich älter bin, dass ich nicht alle Sprüche und Anspielungen von Markus und seinen Freunden verstehe. Zehn Jahre Altersunterschied machen sich natürlich bemerkbar. Und es bleibt das Wissen, dass ich keine von ihnen bin. Dass ich eine hoffnungslose Stockholmerin bin. Aber trotzdem fühle ich mich in ihrer Gesellschaft wohl. Mir gefallen die fröhliche, anspruchslose Stimmung und die Tatsache, dass Markus sich gut unterhält, dass er ruhig und entspannt ist. Ich fühle mich gemocht und akzeptiert. Außerdem ist es schön, für eine Weile mit Markus zusammen zu sein und Babysitter zu haben. Ich liebe Erik über alles, aber ab und zu fehlt mir die Möglichkeit, mit meinem Lebensgefährten über etwas anders sprechen zu können als Kitatermine, Schnupfen und Topftraining.

»Doch, das war lustig. Robin ist super, und es war nett von ihm, mir Zigaretten zu spendieren.«

Ich will Markus aufziehen, es passt ihm nicht, dass ich rauche. Aber er lacht nur.

»Fahr da vorne nach rechts.« Er zeigt auf das Fenster, und ich sehe, dass der Wald sich lichtet und sich vor dem jetzt gefrorenen Meer eine verschneite Ebene öffnet. Wir werden den freigeräumten Eisweg fahren, der zwischen zwei Landzungen entlangführt und die restliche Wegstrecke um zwanzig Minuten verkürzt.

»Und du? Hat es dir gefallen?«

Er schweigt eine Weile, denkt über die Frage nach.

»Es ist immer lustig herzukommen. Und meine Eltern und meine Freunde zu treffen. Ich bin hier doch aufgewachsen. Aber jetzt bin ich in Stockholm zu Hause. Da habe ich dich und Erik. Und meine Arbeit. Da sind wir verwurzelt, und ich möchte wirklich nicht mehr herziehen.«

Plötzlich reißt er an der Handbremse, der Wagen gerät ins Schlingern, zieht eine scharfe Kurve, drehte sich auf der Eisbahn. Zuerst habe ich Angst, dann höre ich Markus lachen. Die Straße ist leer und fast dreißig Meter breit, es ist mehr Platz geräumt worden, als nötig wäre.

»Was soll das denn? Was machst du da?«

»Entschuldige, Siri.« Markus lacht wieder, und mir geht auf, dass er beschwipster ist, als ich angenommen habe. Er nimmt meine Hand und drückt sie fest.

»Die Straße ist leer, ich habe vorher nachgesehen, glaub mir. Und du bist ganz langsam gefahren, es bestand also keine Gefahr. Wir haben so was gemacht, als wir jünger waren. Wettfahrten auf dem Eis.« Wieder lacht er, und ich mustere ihn, die blonden Haare und die blasse Haut. Die schönen blauen Augen. Er beugt sich vor und küsst mich, und ich merke, wie mein Ärger verfliegt.

»Komm, Siri.« Er öffnet den Sicherheitsgurt und die Autotür. Ich wüsste gern, was er vorhat, gehe aber hinterher. Draußen auf dem Eis ist alles stumm und still. Kein Auto ist zu hören. Überhaupt kein Geräusch. Nur ich und Markus. Die Kälte beißt mir in die Wangen, und unser Atem verpufft zu weißen Wolken. Ich sinke in seine Arme. Lehne den Kopf an seine Schulter, höre seine ruhigen Atemzüge und nehme den Biergeruch wahr.

Er drückt mich an sich, flüstert mir ins Ohr.

»Siri, geliebte Siri.«

Ich streiche ihm die Haare aus der Stirn und küsse seinen Hals.

»Ich liebe dich, Markus.« Das flüstere ich gegen seine Schulter und spüre, wie er mich fester an sich drückt.

Und so stehen wir da, unter dem schwarzen Himmel, unter den unzähligen Sternen. Still. Und denken über das Wunder des Lebens nach.

Wir liegen unter der Decke und schauen aus dem Fenster auf den in der Dämmerung fallenden Schnee. Die Fahrt von Kalix nach Hause verlief problemlos, aber wie immer auf Reisen wurde Erik rasch müde. Er schlief schon gegen fünf auf dem Sofa ein, und wir beschlossen, ihn dort zu lassen, um ihn nicht zu wecken. Wir deckten ihn vorsichtig zu, steckten ihm den Schnuller in den Mund und schlichen uns ins Schlafzimmer.

Jede ruhige Minute ist so wertvoll, denke ich und schaue Markus an, dessen Haare zerzaust sind. Er hat sich die Decke um die nackten Beine gewickelt.

»Salzhering oder Gummibärchen?«, fragt er und lässt die Tüte rascheln, die wir im Videoladen mit Süßigkeiten gefüllt haben.

»Hast du keine Colaflaschen mehr?«

»Alle«, murmelt er und grinst wie ein Wolf.

Ich strecke die Hand nach der Tüte aus, aber er hält sie so hoch, dass ich nicht herankomme.

Blitzschnell springe ich auf und reiße die Tüte an mich, ehe er reagieren kann. Ich durchsuche den klebrigen Inhalt und finde das, was ich will: eine mit knisterndem Zucker bedeckte Colaflasche.

»Ich wollte am Wochenende den Dachboden aufräumen, Stefans Sachen durchgehen. Ich dachte, ich könnte versuchen, mich von dem alten Schrott zu trennen.«

Markus zieht mich dichter an sich, gibt mir einen raschen Kuss, und ich spüre die Wärme seines Körpers, lasse mich davon umfassen.

»Du brauchst nichts wegzuwerfen. Wir können das doch in den Schuppen stellen.«

Seine Stimme ist sanft, und er redet langsam, als habe er Angst, sich nicht richtig auszudrücken. Er weiß, dass Stefan ein brisantes Thema ist.

Vorsichtig schmiege ich mich an ihn, lehne die Wange an seine Schulter, küsse sein Ohrläppchen.

»Du brauchst nicht so vorsichtig zu sein«, flüstere ich. »Stefan ist so lange tot, und auch wenn es schrecklich war, habe ich doch jetzt losgelassen. Bin weitergegangen. Was wir haben ...« Ich verstumme, weiß plötzlich nicht, wie ich mich ausdrücken soll. Wie erklärt man jemandem das Gefühl, das Leben zurückerhalten zu haben? »Was wir haben, ist so stark«, sage ich. »Das andere liegt jetzt hinter mir. Ich will diese Kartons los sein. Wirklich. Sie sollen nicht als Erinnerungen an ihn im Schuppen liegen. Aber ich muss alle Papiere durchsehen, damit ich nichts Wichtiges wegwerfe.«

Markus nickt, sagt nichts. Ich spüre, wie seine Kiefer sich an meiner Wange bewegen, als er die Lakritzkugel bearbeitet.

Der Mann, den ich liebe, ist Markus. An einem anderen Ort, jenseits von Raum und Zeit, dort, wo ich mir vorstelle, dass Dunkelheit und Schweigen sich ausbreiten, ruht Stefan. Wir waren frischverheiratet, als wir in dieses Haus hier gezogen sind. Verliebt, auf

eine nicht ganz gesunde Weise voneinander besessen. Unsere Zweisamkeit war so eng, manchmal fast erstickend. Wir stritten, liebten und renovierten einen ganzen Sommer lang. Badeten nackt in der Bucht. Trugen barfuß Bretter über die Felsen. Jagten einander durch den Tannenwald, dass die Nadeln an unseren Fußsohlen klebten.

Nie ist man so stark wie dann, wenn man liebt, denke ich. Und nie so verletzlich.

Dann denke ich an das Kind, das in mir heranwuchs. Und mit dem Kind wuchs auch der Traum von einer Familie: ich, Stefan und unser Kind. Aber es kam nie so weit, der Fötus war nicht lebensfähig, die Schwangerschaft musste abgebrochen werden, und für mich und Stefan tat sich die Hölle auf. Ich war natürlich traurig, gelähmt von Schock und Trauer nach der Abtreibung. Aber die Wochen vergingen, und auf irgendeine Weise kehrten das Leben und der Körper in den normalen Zustand zurück. Ich traf meine Klienten, war mit Freunden zusammen, und auch die Arbeit am Haus ging doch weiter. Die schien wirklich nie ein Ende zu nehmen. Sowie eine Arbeit erledigt war, entdeckten wir etwas anderes, das repariert werden musste.

Aber bei Stefan war das anders. Während meine Stimmung sich verbesserte, versank er in einem seltsamen apathischen Zustand. Er verlor alle Energie, wurde wortkarg und unzugänglich. Machte seine Post nicht mehr auf. Zog sich zurück und mied soziale Kontakte.

Das Einzige, was ihm noch wichtig war, war das Laufen. Er lief und lief und lief. Im letzten Winter ging er manchmal morgens mit seinen Spezialschuhen hinaus aufs Eis und kam erst am Nachmittag zurück. Im Laufe der Zeit wurde er immer magerer. Sein Desinteresse am Essen und das harte Training forderten ihren Tribut von seinem Körper. Die Wangenknochen schienen die immer dünnere Gesichtshaut wie Zeltstangen zu tragen. Sein Mund verwandelte sich in einen dünnen, blutlosen Strich, und um die Lippen breiteten sich wütend rote Hautrisse aus.

Ich versuchte, mit ihm zu reden. Fragte, was los sei. Ob er wegen des Kindes traurig sei oder ob es an mir liege. Aber er ließ mich nicht an sich heran. Lag nur stumm im Bett, als wäre er bereits tot.

Im Frühling schien dann alles leichter zu werden. Er lächelte wieder, lief weniger, wurde weicher, ließ mit sich reden. Aber ganz ließ er mich noch immer nicht an sich heran. Er schien ein Geheimnis zu haben. Etwas Schwarzes, Böses, das er im Sonnenlicht nicht zeigen wollte.

Im Nachhinein glaube ich jetzt, dass er schon damals beschlossen hatte, sich das Leben zu nehmen, dass diese Entscheidung ihm auf seltsame Weise Frieden schenkte. Aber an diesem schmerzlich schönen Frühlingstag, als seine Freunde zu mir kamen, bei der Wäscheleine zwischen den Tannen standen und sagten, Stefan sei tot, da konnte ich es nicht in mich aufnehmen.

Ein Unfall.

Sie waren im tiefen Wasser getaucht, nicht weit vom Haus entfernt. Niemand wusste, was passiert war, warum Stefan trotz aller Erfahrung beim Tauchen die Kontrolle verloren